

Ich habe mich immer wieder selbst da rausgekämpft

Frau H. ist ein Silvester Kind, ihre Mutter wollte ihr diesen Geburtstag ersparen, aber das hat nicht geklappt – also wurde sie am 31.12.1958 geboren.

Sie spricht von einer glücklichen Kindheit mit einer jüngeren Schwester, liebevollen Eltern. Der Vater ist Arbeiter; er verbringt seine freie Zeit mit der Familie, man spielt zusammen, macht Ausflüge, es gibt lange Gespräche am Frühstückstisch.

Die Grundschule bewältigt Frau H. mit Bravour, und als sie erst mal lesen kann, entwickelt sie sich zu einer richtigen Leseratte. Zu Weihnachten bekommt sie 11 Kinderbücher geschenkt; und als die Mutter kurz vor dem Geburtstag fragt, ob sie denn noch einen kleinen Wunsch hätte, sagt Frau H., ein Buch wäre schön. Die irritierte Mutter erinnert sie an die Weihnachtsgeschenke, aber die sind schon alle ausgelesen. Sie liest, was sie kriegen kann, auch die dicken Schinken ihres Vaters, die im Keller lagern. Ihre Eltern lassen sie gewähren, vergewissern sich nur, ob etwas dabei ist, das nicht für sie geeignet ist.

Als sie aufs Gymnasium wechselt, das einzige Arbeiterkind in ihrer Klasse, fliegen ihr die Einsen nicht mehr zu, sie muss mehr lernen, und sich damit abfinden, sagt sie, dass sie nur noch Durchschnitt ist. Aber trotz „befriedigend“ in den wichtigen Fächern, meint die Klassenlehrerin, das Abitur sei doch nicht nötig, sie könne besser mit der Mittleren Reife abgehen. Frau H. will auf dem Gymnasium bleiben und das Abitur machen. Aber die Eltern lassen sich von der Lehrerin beeindrucken und entscheiden, dass sie nach der 10. Klasse die Schule verlässt. Noch Jahre später, sagt Frau H., trauert sie dieser Möglichkeit nach: hätte ich doch Abitur gemacht, vielleicht Medizin studiert, oder mit dem Abitur eine andere Ausbildung gewählt. Vielleicht, sagt Frau H., konnten es sich die Eltern nicht vorstellen, wie sie ihrer Tochter ein Studium hätten finanzieren können, weil in der Familie noch niemand studiert hatte.

Nach der Entscheidung, die Schule verlassen zu müssen, fallen ihre Leistungen im letzten Halbjahr stark ab, sie ist enttäuscht und entmutigt.

Frau H. landet erst einmal da, wo sie nie hinwollte – im Büro. Sie macht eine Ausbildung zur Steuerfachgehilfin. Ihr Pech ist, dass ihr Chef sich überhaupt nicht um sie und ihre Ausbildung kümmert. Sie hat ein paar Aufgaben, aber sonst nur die Berufsschule, wo sie den theoretischen Teil der Ausbildung absolviert; sie lernt viel und bekommt auch gute Noten.

Im 2. Ausbildungsjahr, sagt Frau H. verschlechtert sich ihre gesundheitliche Verfassung. Von heute aus betrachtet, werden erste Anzeichen ihrer psychischen Erkrankung sichtbar. Sie lernt nächtelang für die Berufsschule, ist wegen Schlafmangels im Unterricht nicht mehr aufnahmefähig. Ihr Vater nimmt ihr übersteigertes Lernen mit Sorge wahr, aber sagt Frau H., es ist nicht unsinnig, was sie da nachts aufschreibt, und ihr Vater weiß keinen Rat.

Sie lernt nächtelang, ist wegen Schlafmangels im Unterricht nicht mehr aufnahmefähig

Die Mutter kann mit ihrer Veränderung nicht umgehen, sie und die Tochter schreien sich an. Die Situation spitzt sich zu, als Frau H. eines Tages anfängt, den großen Esstisch der Eltern für viele Menschen zu decken. Auf die Frage der Mutter, was das solle, es komme niemand, beharrt Frau H. darauf, dass die und die zu Besuch kommen. Die besorgten und verunsicherten Eltern beschließen, mit ihr einen Arzt aufzusuchen, der sie sofort in die psychiatrische Station einer Klinik einweist. Eine Kinder- und Jugendpsychiatrie gibt es zu dem Zeitpunkt in ihrer

Heimatstadt nicht. In der Klinik habe man sie mit Medikamenten vollgestopft, sagt sie, 13 Tabletten auf einem Löffel zu jeder Mahlzeit, und sie wird mit Elektroschocks behandelt. Das schlimmste war, sagt Frau H., dass sie nicht mehr lesen kann - die Buchstaben verschwimmen vor ihren Augen.

Den Eltern sagt man, sie habe eine Schizophrenie und sie müssten sich darauf einstellen, dass ihre Tochter kein selbstständiges Leben führen kann, sondern in einem Heim leben müsse.

Das größte Opfer bei alledem, sagt Frau H., ist ihr Vater gewesen, der hat sich nach vier Wochen aufgehängt.

Erst ein, zwei Wochen nach seinem Tod sagt man ihr, er sei durch einen Herzinfarkt gestorben. Die Todesursache des Vaters soll unbedingt vor ihr geheim gehalten werden, raten die Ärzte.

Schweigen am Telefon, dann die Bestätigung.

Auch später hat man ihr nie vom Freitod ihres Vaters erzählt. Erst zehn, fünfzehn Jahre später stößt sie darauf. Ganz zufällig wird ein ärztliches Gutachten an ihre Adresse geschickt. Dort liest sie, der Vater der Patientin habe Mitte der 70iger Jahre Suizid begangen. Sie hält das für eine Verwechslung und ruft ihre Mutter an, Schweigen am Telefon, dann die Bestätigung.

Da, sagt Frau H. ist in der Familie noch mal alles hochgekommen. Ihr wird deutlich, dass ihre Mutter noch nie in der Lage war über Probleme zu sprechen, die wurden immer unter den Teppich gekehrt. Sie hält ihren Vater, auch im Rückblick, für psychisch stabil, für einen richtigen Familienvater, der sonntags stundenlang mit Töchtern und Frau frühstückte. Aber warum haben die Eltern so fassungslos auf ihre Erkrankung reagiert? Für die, sagt Frau H. brach eine Welt zusammen, die liebe, brave Tochter, gut in der Ausbildung, und dann die Diagnose Heim, Pflegebedürftigkeit.

Frau H. nimmt nach einem Jahr ihre Ausbildung wieder auf und schließt sie erfolgreich ab, gegen alle Bedenken von Seiten des Berufsschullehrers. Ihre Mutter lernt bald einen anderen Mann kennen. Das, sagt Frau H. war das Beste, was ihr passieren konnte. Der neue Partner der Mutter ist deutlich älter als sie, ein Stiefvater, sagt Frau H. mit dem man gut reden kann, der seine Lebenserfahrung einbringt und den man nicht, wie ihren Vater, so leicht um den Finger wickeln kann.

Nach einem kurzen Intermezzo in einem Steuerbüro, bei dem deutlich wird, dass ihr in der Ausbildung jede Praxis gefehlt hat, findet sie eine Stelle in der Verwaltung der Kaufhalle, die gerade eröffnet wird.

Und die Krankheit? Sie ist schüchtern, sagt Frau H. und schämt sich, weil sie durch die Tabletten zugenommen hat.

„Ich fühlte mich nicht normal in dem Sinne, ich weiß dass ich sehr, sehr unglücklich war.“

1978, mit 20 Jahren lernt Frau H. ihren ersten Mann kennen, er ist aus Bangladesh. Ihre Eltern sind gegen diese Beziehung und im Nachhinein, sagt Frau H. hatten sie recht. Nach 3 Jahren Ehe bekommen sie einen Sohn. Aber die Ehe endet bald in Gewalt. Irgendwann fühlt sie sich so bedroht, dass sie eine Freundin bittet, sie sofort abzuholen, weil sie um ihr Leben

fürchtet. Das Kind lässt sie zurück, es ging nicht anders sagt sie. Sie beantragt die Scheidung, und in den Auseinandersetzungen um das Sorgerecht zeichnet sich der nächste psychische Zusammenbruch ab. Sie verzichtet auf Sorge- und Besuchsrecht, weil sie sich der Situation nicht gewachsen fühlt. Ihren Sohn sieht sie erst fast 20 Jahre später wieder. Das ist das einzige, sagt Frau H., was ich in meinem gesamten Leben anders machen würde, aber das kann ich jetzt nicht mehr gutmachen.

Erst einmal lernt sie ziemlich bald nach der Trennung ihren zweiten Mann kennen; sie weiß sofort, der oder keiner. Eineinhalb Jahre später heiraten sie. Wegen der Arbeitssituation ihres Mannes und seines guten Einkommens, nimmt Frau H. nach einer unerfreulichen Kündigung bei der Kaufhalle, in den nächsten 10 /12 Jahren keine Arbeit auf. Gesundheitlich geht es ihr gut in diesen Jahren: sie nimmt ihre Medikamente und braucht keine stationäre Behandlung in dieser Zeit; die Ruhe, das Leben mit ihrem Mann tun ihr gut.

Jetzt wiederholen sich die alten Muster, sie stürzt sich in die Arbeit und in die Verantwortung.

Erst als sich die berufliche Situation ihres Mannes ändert, entschließt sie sich, kleine Jobs zu suchen. Sie arbeitet als Aushilfe in einem Sonnenstudio und wird nach einem Jahr gefragt, ob sie die Filiale leiten will. Jetzt wiederholen sich die alten Muster, sie stürzt sich in die Arbeit und in die Verantwortung, will alles perfekt machen. Nach einem Jahr sagt sie, muss sie die Segel streichen, sie wird wieder krank.

Sie macht eine Rehabilitation und kommt zur Wiedereingliederung ins Berufsleben in einen gemeinnützigen Betrieb. Dort arbeitet sie in der Verwaltung, sie schmeißt bald den Laden, wie sie sagt. Nach dem Ende der Förderungszeit wird sie krank, kann sich danach aber ziemlich schnell wieder einarbeiten. Irgendwann ist vielleicht wieder der Druck zu groß, sie rastet aus, sagt sie und, dass das wirklich nicht akzeptabel war, wie sie sich verhalten hat. Als sie dieses Mal nach der Erkrankung wiederkommt, wird sie abgeschoben in ein Kabuff und ohne Arbeit. Nach erneuter Erkrankung gibt es keine andere Möglichkeit als die Beendigung des Arbeitsverhältnisses, man einigt sich auf einen Vergleich.

Vor vier, fünf Jahren, als ihre zweite Ehe in der Krise und sie wieder krank war, googelt Frau H. den Namen ihres Sohnes und stößt auf seine Handynummer. Kurzentschlossen wählt sie die Nummer, es meldet sich niemand. Am Abend ruft er zurück ohne zu wissen, wen er anruft. „Mein Herz fängt an zu rasen“, sagt der Sohn, als sie ihm erklärt, wer am anderen Ende ist. Sie unterhalten sich, der Sohn erzählt dass er Abitur gemacht hat und bald Sozialpädagogik studieren wird. Sie fragt, ob sie nochmal telefonieren oder sich sehen können, der Sohn ist einverstanden, sagt, er würde sich wieder melden. Ganz lange hört sie nichts von ihm.

Irgendwann ruft sein Vater an, der Sohn brauche Zeit, er sei sehr feinfühlig, das Gespräch mit ihr hätte ihn aus der Bahn geworfen, sie solle es doch langsam angehen lassen. Dann gingen über eine längere Zeit Briefe und SMS hin und her. Schließlich ein Brief von ihm, jetzt wäre er so weit, sie zu treffen

Sie treffen sich in im Café. Und Frau H. sagt, es ist wie in einem Kitschfilm, es ist wahnsinnig. Sie erkennt ihn schon von weitem, weil er aussieht wie sein Vater.

Sie reden zwei Stunden miteinander und er sagt, "ich hab die Mutter nicht vermisst, denn ich kannte es nie". Er möchte sie wiedersehen, er wird sich melden. Und dann passiert lange nichts.

Bestimmt 7 mal in ihrem Leben, ist Frau H. erkrankt; sie spricht von den langen Krankheitsphasen und Klinikaufenthalten.

Die Anfänge wahrzunehmen, fällt ihr und auch den Ärzten, jedesmal schwer. Zu Anfang fühlt es sich gut an; sie ist stark, kann alles, ist kommunikativ, einfach euphorisch.

Sie sucht dann z.B. bei anderen Menschen Ähnlichkeiten mit sich. Einmal, als sie in der Klinik war, schließt sie sich am Hauptbahnhof einer Gruppe an und steigt mit ihnen in den Zug. Als sie aussteigt, weiß sie nicht wo sie ist; es ist dunkel und kalt und es liegt Schnee; sie ist völlig erschöpft und bricht schließlich auf der Straße im Schnee zusammen; sie wird ins örtliche Krankenhaus gebracht und ist in großer Panik, weil sie nicht weiß, was man mit ihr macht; sie liegt allein auf einer Intensivstation und fürchtet um ihr Leben. Als sie am nächsten Tag zurück nach Bochum in die Klinik gebracht wird, fühlt sie sich richtig glücklich, sagt sie.

Der Rückblick auf die Krankheitsphasen ist immer unangenehm: sie ist dann ein anderer Mensch, sagt Frau H., das habe bestimmt damit zu tun, dass der Körper keinen Schlaf und keine Ruhe bekommt.

Mit Medikamenten kommt sie zur Ruhe, aber es dauert sehr lange bis sie sich innerlich wieder ruhig fühlt. Man fängt immer wieder von vorne an, sagt Frau H. und das muss man mir zugute halten, ich habe mich immer wieder selbst da rausgekämpft habe.

Die Diagnose Schizophrenie wurde irgendwann verworfen, man spricht jetzt von einer Bipolaren Störung, eine Diagnose, in der Frau H. sich wiedererkennt.

Als sie sich vor zwei Jahren zum zweiten Mal und endgültig von ihrem Mann trennt, stürzt sie wieder in eine tiefe Krise. In dieser Zeit googelt sie erneut den Namen ihres Sohnes und stößt auf einen Nachruf auf ihn, den Freunde geschrieben haben. Verzweifelt ruft sie ihre Mutter an und erfährt, dass die eine Todesanzeige in der Zeitung gelesen hat. Wieder einmal hat ihre Familie ihr etwas Existentielles verschwiegen.

Wieder einmal hat ihre Familie ihr etwas Existentielles verschwiegen...

Sie durchkämmt die Zeitungen um den Todestag ihres Sohnes und bringt schließlich in Erfahrung, dass er sich das Leben genommen hat, auf die grausamste Art, sagt Frau H., indem er sich auf die Schienen gelegt hat. Mehr weiß sie nicht.

Als sie vom Tod ihres Sohnes erfährt, ist sie schon in der Tagesstätte. Durch die Ärztin des Sozialpsychiatrischen Dienstes ist sie auf die Einrichtung aufmerksam gemacht worden. Das Programm hat sie angesprochen und sie hat sich auf die Warteliste setzen lassen. Als sie nach einem Jahr endlich einen Platz bekam, gab es zwar keinen Englischkurs mehr, aber die Angebote der Ergotherapie haben das mehr als ausgeglichen. Am Liebsten, sagt Frau H. lachend, hätte sie auch am Wochenende die Schlüssel. Die Tagesstruktur tut ihr gut, sie hat nette Menschen kennengelernt, mit denen sie sich auch außerhalb der Tagesstätte trifft.

Inzwischen vertritt sie als Gruppensprecherin die Interessen der Besucherinnen und Besucher.

Aber das Malen ist das wichtigste; sie verwendet unterschiedliche Techniken, malt verschiedene Motive und macht auch Collagen.

Vielleicht reicht es beim nächsten Mal, wenn sie wieder zu erkranken droht, in die Tagesstätte zu gehen, statt in die Klinik. Vielleicht, ist man stabiler, weil man weiß, das man das in der Hinterhand hat, sagt Frau H..

Die nächste Hürde, die sie vor sich hat, ist die Verlängerung ihrer Verrentung, wenn das geschafft ist, entscheidet sie sich vielleicht zu einigen Stunden Arbeit in der Woche bei Allerhand, einer Integrationsfirma für Menschen mit psychischen Erkrankungen.

Und lesen tut sie immer noch gerne, wenn auch nicht mehr elf Bücher in einer Woche. Ihre Englischkenntnisse sind immer noch gut, und manchmal chattet sie und trifft auf interessante Menschen aus San Francisco zum Beispiel.

Juni 2012 Gabriele Schumann